

Protestbrief von 160 Dirigenten

Fusionspläne Musiker und Unterstützer fordern den Erhalt zweier SWR-Orchester.

Rund 160 Dirigenten aus dem In- und Ausland haben den Südwestrundfunk zum Erhalt seiner Sinfonieorchester aufgefordert. Die vom SWR geplante Fusion der beiden Orchester dürfe nicht umgesetzt werden, heißt es in einem offenen Brief der Dirigenten. Das SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg (SO) müsse eigenständig bleiben. Dies würde möglich durch die Gründung einer Stiftung. Der Brief geht auf eine Initiative des Dirigenten und Komponisten Michael Gielen zurück. Dieser hat das SO von 1986 bis 1996 geleitet und ist heute ständiger Gastdirigent. Zu den Unterzeichnern gehören unter anderem internationale Pultstars wie Herbert Blomstedt, Pierre Boulez, Nikolaus Harnoncourt, Christoph von Dohnányi, Kent Nagano, Helmuth Rilling, Michael Tilson Thomas und David Zinman.

Die Gegner der geplanten Fusion wollen heute mit mehreren Bussen nach Stuttgart kommen und vor dem Abgeordnetenhaus demonstrieren. Sie rechnen mit 120 bis 150 Teilnehmern aus Freiburg sowie weiteren Unterstützern aus Karlsruhe, Mannheim und Stuttgart. Am Nachmittag befasst sich der Kunstausschuss des Landtags noch einmal mit dem Thema. Es sind Begegnungen mit Abgeordneten geplant. Das SO in Baden-Baden und Freiburg und das Radio-Sinfonieorchester Stuttgart sollen zum Beginn der Spielzeit 2016/17 fusioniert werden, was nach Angaben des SWR fünf Millionen Euro pro Jahr einspart.

Der SWR-Intendant antwortete gestern auf den offenen Brief der Dirigenten: „Auch mir fällt die Entscheidung, die beiden Orchester zu fusionieren, nicht leicht“, erklärte Peter Boudgoust. „Aber es muss sein. Als Intendant darf ich die finanziellen Rahmenbedingungen nicht ausblenden, sonst bricht am Ende unser ganzes Angebotsgefüge zusammen. Deshalb gibt es den seit vier Jahren laufenden Spar- und Umbauprozess beim SWR. Nahezu alle Bereiche müssen 25 Prozent einsparen, nur so können wir für alle Beitragszahler, ob jung ob alt, Programmangebote machen.“ *dpa/göt*

Hamburg

Neues Festival für klassische Musik

Hamburg bekommt ein neues Festival für klassische Musik: Vom 9. Mai bis 15. Juni 2014 präsentieren die Orchester und Veranstalter der Stadt gemeinsam das 1. Internationale Musikfest Hamburg. „Hamburg hat nicht nur eine lange Musiktradition, sondern auch eine national und zunehmend auch international beachtete Musikszene“, sagte Kultursenatorin Barbara Kiesel (parteilos) am Mittwoch in Hamburg. „Was bisher fehlte, war eine Klammer, die das Ganze zusammenhält und sichtbar macht.“ Diese Klammer bilde das Musikfest, das alle zwei Jahre stattfinden soll. Es biete das Beste, „was es im Augenblick auf dem Gebiet der klassischen Musik gibt“.

Erwartet werden Klassikstars wie die Sopranistin Anna Netrebko, der Orgelvirtuose Cameron Carpenter, der Bariton Matthias Goerne und Weltklasseorchester wie das Koninklijk Concertgebouworkest Amsterdam mit Andris Nelsons oder das Orchestra Mozart unter Claudio Abbado. Das Festival eröffnen wird das NDR Sinfonieorchester unter seinem Chefdirigenten Thomas Hengelbrock mit der portugiesischen Pianistin Maria João Pires. Bei einem Tag der offenen Tür mit Open-Air-Konzerten wird auch die Elbphilharmonie musikalisch erlebbar und zugänglich. *dpa*

Landesmuseum

Ausstellung in Halle zeigt Totenriten

Totenriten und Gräber stehen im Zentrum einer neuen Sonderausstellung mit dem Titel „3300 BC - Mysteriöse Steinzeitote und ihre Welt“ in Halle. „Dies ist eine der ungewöhnlichsten Ausstellungen in der deutschen Archäologie seit langem“, sagte der Landesarchäologe Harald Meller am Mittwoch. Im Landesmuseum für Vorgeschichte würden bislang unbekannte Rituale der Steinzeit aufgedeckt. Die Ausstellung dauert bis zum 18. Mai. Vor etwa 5300 Jahren, also 3300 vor Christus - BC in der englischen Abkürzung -, nutzten Menschen das Areal in der Nähe des heutigen Ortes Salzmünde in Sachsen-Anhalt. Neue Grabungen in den Jahren 2005 bis 2008 brachten zahlreiche Gräber und Funde zu Tage. *dpa*

Informationen unter www.la-isa.de

Schlinge, Giftflasche oder Rasiermesser?

Ausstellung Das Literaturhaus Stuttgart präsentiert Kafka-Comics von Robert Crumb, Chantal Montellier und Jaromir 99. *Von Rupert Koppold*

Immer wieder dieses schmale Gesicht mit den dunkel stehenden Augen. Im Treppenhaus verfolgt es die Schritte des Besuchers, im Foyer schaut es auf ihn herab, und auch im großen Saal beherrscht es den Raum. Big Kafka is watching you! Bis zum 7. Februar läuft die Ausstellung „Kafka in Komiks“, bei der das Literaturhaus ganz im Zeichen des Prager Schriftstellers steht. Schon auf der gläsernen Eingangstür krabbelt das „ungeheure Ungeziefer“ aus der Erzählung „Die Verwandlung“, vor dem Aufzug im ersten Stock ist die sonore Stimme von Orson Welles zu hören, der die Parabel „Vor dem Gesetz“ liest, an den Wänden hängen vergrößerte und auf Holz aufgezogene Comic-Seiten, und sogar in den zu Kloschloss respektive zu Kloprocess umbenannten Toiletten ist Kafka nicht zu entrinnen.

Aber darf man dessen Texte auch abbilden? Kafka selber wollte auf keinen Fall, dass der verwandelte Gregor Samsa eindeutige Gestalt annimmt. Für einen Comic jedoch müsse man sich über so ein Verbot hinwegsetzen, sagt bei der Ausstellungseröffnung David Zane Mairowitz, der für alle drei vorgestellten Werke das Szenario geschrieben hat. Der erste Comic heißt schlicht „Kafka“, er wurde in den neunziger Jahren vom US-Underground-Künstler Robert Crumb gezeichnet, ist jetzt als Wiederauflage erschienen (Verlag Reprödukt, 175 Seiten, 17 Euro) und bietet eine ebenso knappe wie fundierte Einführung in das Leben und Schreiben des Autors. In dem zur „Killing Kammer“ umgetauften Konferenzzimmer sind Crumb-Panels zum Selbsthass Kafkas („Schmutzig bin ich, Milena, endlos schmutzig.“) und zu seinen Selbstverneinungsfantasien ausgestellt. An der Decke des Raumes hängt eine dicke Schlinge, auf Regalbrettern sind Revolver, Rasiermesser und Giftflasche drapiert.

Überhaupt hat sich diese von Mairowitz und seiner Frau Malgorzata Zerwe kuratierte Ausstellung jener Kafka-Interpretation verschrieben, die in seinen Werken nicht nur Qual und Düsternis erkennt, sondern auch schwarzen Humor. Er habe gewusst, dass von Chantal Montellier „nichts Braves“ zu erwarten gewesen sei, sagt Mairowitz, der sich beim Podiumsgespräch mit der französischen Zeichnerin auf knuffige

Weise kabbelt. Tatsächlich macht Montellier aus dem „Process“ (Knesbeck Verlag, 127 Seiten, 22 Euro) einen makaber-muntern Totentanz, in dem leitmotivisch ein Ziffernblatt ohne Zeiger und ein lachendes Skelett herumgeistern. Am bösen Ende, als sich ein Messer in den Hals von K. bohrt, ruft dieses Skelett höhnisch: „Alles Gute!“.

In dieser „Process“-Version sieht K. ganz selbstverständlich aus wie Kafka, also wie jene zwei, drei Porträtfotografien, auf die sich unser Bild von ihm verengt hat und die zu Ikonen der Literatur geworden sind. Ganz selbstverständlich sind die drei vorgestellten Kafka-Comics, so als wäre Farbe bei diesem Autor ein Sakrileg, auch in schwarz-weiß gehalten. In seiner Adaption des Romans „Das Schloss“, die der Knesbeck-Verlag Anfang kommenden Jahres auch auf Deutsch herausbringen will, holt der tschechische Künstler Jaromir 99 die Geschichte gewissermaßen aus dem großen Schwarz heraus. Als visuelle Vorbilder sind vor allem die Holzschnitt-Erzählungen von Frans Masereel zu erkennen.

„Eine endgültige Version eines Kafka-Textes zu finden, ist wie die Suche nach dem Schloss: Die Wege sind scheinbar unendlich und labyrinthisch“, schreibt Mairowitz im Vorwort. Er habe auf verschiedene Versionen zurückgegriffen, das von ihm verwendete Ende sei „eines, das sich in Kafkas Manuskripten findet, und entspricht nicht der gedruckten Version“. Für die Visualisierung hat sich Jaromir 99 von den Landschaften und Dörfern seines heimischen Altvatergebirges inspirieren lassen. Dort stehe auch das von ihm gezeichnete Schloss. Zusammen mit seinem Landsmann Jaroslav Rudis hat Jaromir 99 vor kurzem auch den Comic „Alois Nebel“ herausgegeben, der ebenfalls in diesem abgelegenen Landstrich spielt. Bei der Literaturhaus-Vorstellung dieses Bandes hatten die beiden Künstler mit ihrer Band ein Konzert gegeben. Und das tun sie auch diesmal. Vertonter Kafka: Melancholisch-repetitive Klänge füllen den Saal, Rudis beginnt mit seinem Sprechgesang, beginnt also mit dem ersten Satz des Romans: „Es war spät abends, als K. ankam.“

Bis 7. Februar geöffnet vor und nach den Abendveranstaltungen.



Vom tschechischen Künstler Jaromir 99 stammt der „Schloss“-Comic.

Foto: Literaturhaus

Kollektives Minderwertigkeitsgefühl

Studie Das Kunstbüro hat untersuchen lassen, wie junge Künstler den Standort Baden-Württemberg einschätzen. *Von Adrienne Braun*

Was ist das höchste Ziel junger Künstlerinnen und Künstler in Baden-Württemberg? Nein, nicht der Erfolg. Auch kein dickes Bankkonto. Das Wichtigste für die meisten von ihnen ist es, nach dem Studium möglichst schnell wegzukommen, dem Ländle Adieu zu sagen und nach Berlin zu ziehen oder eventuell auch ins Rheinland. Sie wollen ihren Horizont erweitern, sie wollen Erfahrungen sammeln, und sie sind überzeugt, dass gerade in Berlin die Entwicklungschancen für junge Künstler groß sind. Deutlich größer als in Stuttgart, Karlsruhe oder Freiburg.

Es ist kein gutes Zeugnis, dass die Kunststudenten und Absolventen dem Land Baden-Württemberg geben. Das Kunstbüro der Kunststiftung Baden-Württemberg berät Künstlerinnen und Künstler – und wollte nun doch genauer wissen, wie ihre Situation ist, wie sie das Land erleben

und warum so viele von ihnen abwandern. Deshalb wurde eine Studie in Auftrag gegeben und nun vorgestellt: „Baden-Württemberg: Ein Ort für junge Künstler?“

Die Ergebnisse sind ernüchternd – und ähneln in vielen Punkten den (Vor-)Urteile, die kursieren – über Stuttgart, über Schwaben, über Baden-Württemberg, was auch gern synonym gesetzt wird. In einem sind sich die meisten jungen Künstler einig: In Baden-Württemberg herrsche eine Art „Satttheit“. Die Städte seien „fertig“, böten keinen Raum für künstlerische Aktionen und Interventionen, ließen keinen „Wildwuchs“ zu, in dem man Möglichkeiten und Chancen vermutet. Auch in der Landeshauptstadt ist das nicht besser. Stuttgart ist „irgendwie nicht sexy“, heißt es einmal.

Das Büro Urban Media Project aus Offenbach am Main hat die Untersuchung durchgeführt und 151 Fragebögen verschickt, Gruppeninterviews geführt sowie

Gespräche mit einzelnen Vertretern des Kunstbetriebs. An einigen Stellen gehen die Meinungen auseinander. Eine Hälfte hat einen guten Kontakt zu öffentlichen Einrichtungen und Kulturverwaltung, eine Hälfte spricht von Restriktionen und Ignoranz. Die Vergabepaxis für Ateliers und Stipendien wird kritisiert, wobei nur drei Prozent gezielt in eine Stadt ziehen würde, nur weil diese bessere Förderungen bietet. Und auch wenn die jungen Künstler wissen, dass selbst in Berlin die Mieten längst gestiegen sind, bleibt die Stadt begehrt. Ebenso spielen für sie ihre Professoren eine sehr wichtige Rolle – und da die meisten Professoren der hiesigen Kunstakademien nicht vor Ort leben, „stellen die Studenten den Ort auch in Frage“, so das Ergebnis der Studie.

Dass Baden-Württemberg so schlecht abschneidet, scheint also nicht unbedingt an der konkreten Förderung zu liegen. Die jungen Künstler, die autonom und unabhängig sein wollen, unterscheiden klar zwischen künstlerischen und konventionellen

Lebensentwürfen. Für viele Menschen sei Kunst hier ein „sonntägliches Unterhaltungsding“, so dass sie den jungen Künstlern nicht genug Wertschätzung entgegenbrächten. Es wurde sogar geäußert, dass man „von außen als Scharrotzer wahrgenommen“ werde.

Das Kunstbüro will nun Strategien entwickeln, wie man der Abwanderung entgegenwirken kann oder auch Künstlerinnen und Künstler aus anderen Regionen anzieht. Leicht wird das nicht sein, denn es ist keineswegs nur die Gesellschaft, der Kunstbetrieb selbst ist es, der Hierarchien

konstruiert und Mythen zementiert – ob es um „No-Name-Professoren und Superstarprof“ geht oder um das Image einzelner Akademien. „Düsseldorfer sind Düsseldorfer Schüler und ich glaube, die kommen mit einem ganz anderen Selbstverständnis aus der Schule heraus als jemand aus dem Saarland oder aus Baden-Württemberg“, heißt es in der Studie. Anders gesagt: Hierzulande herrsche in der Kunstszene ein „kollektives Minderwertigkeitsgefühl“.

Stuttgart ist „irgendwie nicht sexy“, meinen einige Studenten.

Naomi Fearn

